

Rund um die Musik

Billige Klassiker durch starken Tobak

Vor rund fünf Jahren kamen der EMI-Konzern und der Großverlag International Publishing Corporation zusammen, um eine neue Firma zum Massenvertrieb von Billigplatten zu gründen. Sie wurde „Music for Pleasure“ genannt und setzte sich zur Aufgabe, die Platten wie Paperbacks zu verkaufen. Auf der Basis der freien Rückgabe der unverkauften Platten wurde eine sehr große Anzahl neuer Verkaufsstellen in Drugstores, Zeitungsständen, Bahnhofbuchhandlungen und sogar Weinhandlungen gefunden. Bei den MfP-Platten handelte es sich zumeist um Aufnahmen, die entweder im EMI-Katalog gestrichen waren oder von ziemlich unbekannten Musikern gemacht wurden. Dazu kamen Supraphon-Aufnahmen, nachdem der Vertrieb der tschechischen Schallplattenfirma in Großbritannien von EMI übernommen wurde.

Die Auswahl war reich, die Preise wurden ungewöhnlich niedrig angesetzt, und das Unternehmen machte glänzende Geschäfte: In fünf Jahren wurden nicht weniger als 23 Millionen Langspielplatten abgesetzt, darunter etwa 30% Klassiker.

Dann kam MfP auf eine neue Idee. Zur Lancierung einer neuen Marke „Classics for Pleasure“ gewann sie die Patenschaft der Tabakgroßfirma WD & HO Wills, die, nachdem Werbung für Zigaretten auf Fernsehschirmen von der Regierung verboten war, andere Wege suchte, um für ihre Produkte zu werben. Wills zahlte ungefähr 7.000 Pfund für das Privileg, die neuen Aufnahmen der Classics for Pleasure nach deren populärster Zigarettenmarke, „Embassy Master“, nennen zu lassen. Dies erlaubte MfP, bekannte Künstler wie die Pianisten Peter Katin, John Ogdon und Rudolf Firkušny, Dirigenten wie Jascha Horenstein und John Pritchard und Orchester wie das London Philharmonic für die Aufnahmen der neuen Serie zu gewinnen und trotzdem den Preis recht billig (17 s. 6 d.) zu halten.

Die Lancierung der neuen Marke erfolgte mit Pauken und Trompeten. Das Startprogramm bestand aus einem Paket von 36 Platten, zumeist „todsicheren“ Klassikern wie Tschaikowskys b-moll-Konzert (Katin) und der „1812“-Ouvertüre, Beethovens Violinkonzert (Kogan), dem fünften Klavierkonzert (Firkušny) und der Siebenten sowie Mozarts Sinfonien Nr. 29 und 39 unter Colin Davis. Daneben wurde der Markt nach seiner Aufnahmefähigkeit für Werke wie Schostakowitschs Sinfonie Nr. 12 getestet. In der Fachpresse wurden die „Classics for Pleasure“ mit sechsseitigen Inseraten angekündigt. Ein Konzert wurde in der Royal Festival Hall veranstaltet, wo Jascha Horenstein das Londoner Philharmonische Orchester in einer Aufführung von Mahlers vierter Sinfonie leitete, die später als Schallplatte herauskommen wird.

„Classics for Pleasure“ erwartet für die ersten zwölf Monate einen Umsatz von einer Million Platten und mag wohl damit recht behalten. Die ersten Veröffentlichungen zeigen saubere Darstellung, gutes Klangbild und einwandfreie Fertigung, so daß dank der vielen Verkaufsstätten ihr Absatz sehr gut laufen dürfte. René Elvin

Eine Frau ohne Bedeutung. „Die ägyptische Helena“ an der Wiener Staatsoper

Der 5. Dezember 1970 war ein schwarzer Tag für die Wiener Straussianer: Da wurde die „Ägyptische Helena“ auf sanfter Art zu Grabe getragen. Es kam an diesem Abend zwar zu keinerlei Tumulten und Protesten, für den Dirigenten Krips und die Sänger der Hauptpartien gab es sogar freundlichen Beifall. Was sich jedoch hernach einstellte, war viel schlimmer als ein lärmendes Flasko: Es war das Gefühl eines gewaltigen Katzenjammers, der Trauer um vertane Zeit, vertane Kraft, verkanntes Geld. Straussens Helena ist eine Frau ohne Bedeutung, sie ist für unsere Zeit rettungslos verloren. Mancher betagte Opernbesucher wird sich an diesem Tag mit Wehmut das glänzende Fest der Wien-Premiere in Erinnerung gerufen haben. Das war 1928, zu einer Zeit, als der Strauss- und der Jeritzakult auf ihrem Gipfelpunkt standen. Damals war eine Strauss-Premiere eine Welt-sensation, man beging dieses Ereignis (zehn Jahre nach Zusammenbruch der Monarchie) wie ein höfisches Fest: Für die

Besucher war Frack und Abendkleid vorgeschrieben, Parterre und Logen war der Regierung, den Diplomaten, den Vertretern der Aristokratie vorbehalten. Tempi passati ... 1970 spricht das Werk zu einem nüchternen, unbelasteten Publikum. Und da zeigt sich die ganze Armut und Hinfälligkeit dieser sogenannten „Literaturoper“ in erschreckender Weise.

Hofmannsthal's Libretto ist vom Anfang bis zum Ende ein einziger Krampf. Antikes, Psychologisches, Faustisches, Aufgedunsenes, Schwülstiges ... eine ungenießbare Mixtur. Die Musik stammt aus der Schlagobers-Periode des Komponisten, sie ist schal, einfallslos, eklektisch, kommt über triviale Tonmalerei nicht hinaus. Und die vielgepriesenen Höhepunkte, die „zweite Brautnacht“, „Da-Uds Gesang“? Strauss selbst hat sich darüber (in einem Gespräch mit Fritz Busch) recht treffend geäußert: „Das braucht's halt für die Dienstmädchen.“ Daß 1928, drei Jahre nach dem Wozzeck, in Janáček's Todesjahr, dieses Opern-



Anerkannte, aber vergebliche Liebesmüh für die „Ägyptische Helena“:
Dirigent Joseph Krips

monstrum geschaffen werden konnte, mutet wie Anachronismus an. Man müßte alle Plattenfirmen vor der „Helena“ warnen. In der Wiener Staatsoper waren Gwyneth Jones und Jess Thomas die bedauernswerten Darsteller von Helena und Menelaos. Sie leisteten Übermenschliches an Kraft und Ausdauer, ohne daß es ihnen sonderlichen Erfolg eintrug. Peter Glossop war für den Wüstenschein Altair aufgeboden. Gemeinsam hatten die drei Sänger eines: absolute Unverständlichkeit der Aussprache. In Erinnerung blieb noch die „alles-wissende Muschel“ (Margarita Lilowa), die ihre Orakelsprüche via Mikrofon mit der Lautstärke eines singenden Sauriers in den Raum donnerte. Die Inszenierung (Hartmann-Ponnelle) verdient das Prädikat sehenswert. Allerdings nur deshalb, weil man solchen grausigen Kitsch heute kaum mehr auf einer Bühne zu Gesicht bekommt. Daß dieser musikalische und inszenatorische Schlangenfrazz vom Publikum widerspruchslos goutiert wurde, von demselben Publikum, das sechs Wochen zuvor gegen das Führungsteam einer grandiosen neuen Don-Carlos-Version (Schenk, Rose, Stein) revoltiert hatte, wirft ein bezeichnendes Licht auf die Wiener Opern-Verhältnisse.

Clemens Höslinger